

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 102 (2008)
Heft: 7-8

Artikel: Mandelas Geburtstag - Südafrikas Alltag : Gespräch
Autor: Slamanig, Monika / Rennie, Gillian / Kitsili, Ntsikohlanga
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-389981>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

NW-Gespräch von Monika Slamanig mit Gillian Rennie und Ntsikohlanga Kitsili.

Mandelas Geburtstag – Südafrikas Alltag

Am 18. Juli wird Nelson Mandela 90 Jahre alt. 1994 wurde er Präsident der ersten demokratischen Regierung Südafrikas, in dem die schwarze Bevölkerung entsprechend ihrem Mehrheits-Anteil vertreten ist. In den 14 Jahren hat sie einiges erreicht; die Probleme sind aber nach wie vor erdrückend. Trotz Wirtschaftswachstum lebt die Hälfte der rund 48 Millionen SüdafrikanerInnen noch immer unter der Armutsgrenze, während ein Zehntel 50 Prozent des Einkommens verdienen. Korruptions- und andere Skandale, astronomische Aids- und Kriminalitätsraten und jüngst die Ausbrüche massiver Gewalt gegen ImmigrantInnen in den Townships haben die Aufbruchstimmung im «neuen Südafrika» gedämpft.

Eine 48-jährige Publizistin und ein junger Student sprechen über ihr Leben, die Probleme und Herausforderungen im Mandela-Land. Gillian Rennie ist englischsprachige Autorin und Dozentin an der Journalismus-Fakultät der Universität Rhodes. Ntsikohlanga Kitsili stammt aus einer traditionellen Xhosa-Familie und studiert Journalismus. Beide leben in Grahamstown.

• *Nelson Mandela gilt als Vater der Nation. Was bedeutet er für euch?*

Ntsika: Mandela ist einer der mutigsten Männer, der je lebte. Er war bereit, für Freiheit und Gleichheit zu sterben. Darin ist er mein Vorbild. Er ist und bleibt der Vater der Nation wie Chris Hani und viele andere, die mit ihm kämpften.

Gillian: Sein Leben ist vielleicht ein Beweis dafür, dass es einen Gott gibt. Er und Desmond Tutu waren genau die Persönlichkeiten, die es brauchte, um Südafrika aus seiner grössten Krise herauszuführen. Er hat uns alle geprägt und wird es noch über Generationen hinaus tun.

Im Bezug auf die Gewalt gegen Immigranten sagtest du, Mandela habe an seinem 90. Geburtstag mehr Grund zur Trauer als zur Freude. Nomfundo Xulu schrieb am 26. Mai in der südafrikanischen «Times»: «Wir (schwarzen) Südafrikaner meinen, dass die Welt uns etwas schulde. Dass wir wegen der Apartheid nach 14 Jahren Demokratie noch das Recht haben, uns in der Opferrolle zu suhlen und alles serviert zu bekommen. Viele liegen auf der faulen Haut und beklagen sich gleichzeitig über Ausländer, die uns die Arbeitsplätze stehlen. Wir sind eine barbarische Nation, unser schlimmster Alptraum. Wenn wir unser Land ruiniert haben, werden wir Hilfe von denen brauchen, die wir jetzt umbringen wollen.» Was sagt ihr dazu?

GR: Leider hat es wohl an Xulus Vorwürfen etwas Wahres dran. Sie sind nicht neu. Ich habe Mühe mit dieser Art von Meinungsmache, die in Südafrika verbreitet ist. Sie führt nicht weiter. Die Vorfälle machen mich fassungslos.

NK: Ich lehne Gewalt grundsätzlich ab. Doch ich habe gut reden. Ich kann studieren, habe ein Dach über dem Kopf und zu essen. Die meisten Gewalttäter nicht. Trotzdem, ein Übel rechtfertigt nicht das andere. Die Regierung müsste solches verhindern.

ANC-Mitglieder fühlen sich von ihren Politikern verraten. Die Ausschreitungen haben die Kritik an der Regierung Mbeki verstärkt. Die einen fordern, dass sie die Flut von Immigranten eindämme, die anderen, dass sie mehr für sie tue, auch indem sie gegen die Missstände in Nachbarländern wie Simbabwe auftritt. Hat die Regierung versagt?

NK: Ja. Sie hat die Versprechen für ein besseres Leben für alle nicht eingelöst. Viel Geld fließt durch die Hände von Politikern, die sich nicht für das Volk interessieren, sondern nur viele leere Worte machen, so wenig wie möglich tun und dafür auch noch bezahlt werden. Wir bräuchten einen zweiten Nelson Mandela oder Erzbischof Tutu.

GR: Sie hat nicht generell versagt, aber leider ausgerechnet im Umgang mit den sozialen heißen Eisen. Der ANC hat noch nicht ausgedient, glaube ich. Er hat schon viele Krisen überstanden. Das Problem ist die fehlende Regierungserfahrung. Viele Verantwortliche erliegen den Versuchungen der Demokratie. Persönliche Macht ist verlockender als die Macht des Volkes. Das Hauptproblem ist meiner Ansicht nach, dass es keine starke Opposition gibt. (Der ANC hält 75 Prozent der Parlamentssitze, Anm. Ms).

So jemanden wie Nelson Mandela gibt es nur ein Mal. Es wird Zeit, dass wir SüdafrikanerInnen unsere Zukunft selbst in die Hand nehmen und keine fertigen Lösungen von aussen erwarten.

Was hat sich denn seit 1994 verändert?

NK: Unsere neue Verfassung ist die beste in ganz Afrika, sie garantiert Gleichheit für alle. Das lässt wenigstens Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu. Doch die Kluft zwischen Arm und Reich ist riesig. Wenige Schwarze sind zu neuem, die reichen Weissen zu noch mehr Reichtum gekommen. Die Mehrheit der Südafrikaner sind von Armut, Alkoholismus, Krankheiten und Verbrechen betroffen.

In Grahamstown leben mehr als zwei Drittel in Armut und täglich werden Kinder vergewaltigt. Die Bildung ist kaum besser als das Bantu-System der Apartheid. Ich ging im Township zur Schule. Es gibt kaum Schulmaterial und viel zu wenige Lehrer. Das Niveau ist so tief, dass viele in der Oberstufe kaum lesen und schreiben können. Die dringendsten Aufgaben sind Bildung und die Bekämpfung der Kriminalität. Das geht nur durch Arbeitsplätze und menschenwürdige Lebensbedingungen für alle.

Weisse sind immer noch privilegiert und die Schwarzen benachteiligt – also nichts



Neues, ausser dass sie nicht mehr weit weg in den Homelands leben, sondern vor der Haustür?

GR: Neu gibt es eine wachsende «schwarze Mittelschicht». Zunehmend sind auch Weisse von Armut betroffen. Die Schere geht mit jedem Schwarzenförderungsgesetz weiter auf.

Man darf nicht vergessen: Das neue Südafrika ist erst 14 – ein stürmisches, verwirrendes Alter. Teenager wollen ihre Macht testen und riskieren, sich und anderen zu schaden. Ähnlich ist es mit Süd-

Chefin und Arbeiter im Bauernladen in Kleinpoort, Südafrika.

afrika. Reife, Verantwortungsbewusstsein, Voraussicht, Entschlossenheit fehlen noch, aber es gibt auch jugendliche Frische und Optimismus – ein Potenzial, um Neues zu schaffen. Man kann nur hoffen, dass die positiven Kräfte siegen. Ein Teenager braucht viel Liebe, nur fällt das nicht immer leicht.

Du bist in einem europäischen Milieu aufgewachsen. Wie hast du gemerkt, dass dies nicht die Wirklichkeit der Mehrheit der SüdafrikanerInnen ist?

GR: Wir wohnten in der Nähe des grössten «schwarzen» Krankenhauses in Durban. Fast Tag und Nacht standen dunkelhäutige Menschen, in Decken gehüllt, davor Schlange. So etwas sah ich im «weissen» Spital auf der anderen Seite der Stadt nie.



Gillian Rennie,
Journalistikdozentin.

Wie hast du als weisse Intellektuelle die Apartheid erlebt?

Ich wurde 1960 geboren, drei Wochen nach dem Sharpeville-Massaker. Danach verstärkte das Apartheid-Regime ihre repressive Politik. Wir mussten per Gesetz in unserem weissen Mittelklasse-Vorort wohnen. Meine Eltern brachten Opfer, damit wir Kinder eine Privatschule besuchen konnten wie schon vier Ge-

nerationen vor uns. An der Universität wurde mein politisches Bewusstsein geschärft. Im Journalismus sah ich einen Weg, den Tumult der Rassenunruhen, in dem ich lebte, zu verarbeiten. Später war ich als Autorin für die Wahrheits- und Versöhnungskommission tätig. Das war ein enorm wichtiger Prozess für mich und mein Land. Anderen zuhören führt zu Verständnis, und Verständnis zu Heilung.

Rückblickend wird mir klar, dass die damaligen sozialen Umstände mein ganzes Leben beeinflusst haben. Jede Beziehung war einer künstlichen Hierarchie unterworfen. Bis 20 galt für mich eine dunkelhäutige Person nie als gleichwertig. Ich kannte nur unsere Angestellten. Das schwarze Kindermädchen, die Köchin, der Gärtner hatten für mich keine Familie und keine Geschichte. Sie existierten nur, um uns zu dienen. Und alle waren arm und hilfsbedürftig. Als ich hörte, dass der Chauffeur meiner Oma ein Bankkonto hatte, konnte ich es nicht fassen. Er hat Geld zum Sparen? Er weiss, wie man einen Einzahlungsschein ausfüllt? Mein Weltbild hatte wie für alle SüdafrikanerInnen eine Schlagseite. Kein Wunder brauchen wir Jahre, um diese Behinderung zu überwinden und klar zu sehen.

NK: Es macht mich wütend, wenn ich an die Apartheid-Politik denke, die Schwarzen das Recht auf ein menschenwürdiges Leben nahm und das Volk spaltete. Sie hat uns zu Sklaven gemacht. Meine Eltern konnten kein eigenständiges Leben führen, mussten alle ihre Träume aufgeben und schon als Kinder für einen Hungerlohn für Weisse arbeiten, die alles hatten, was ihr Herz begehrte.

Du hast als Kind das Ende der Apartheid erlebt. Was hat dich am meisten geprägt?

Ich bin mit Mutter, Tante und sechs Geschwistern bei der Grossmutter aufgewachsen. Ich hatte keine männliche Bezugsperson. Das vermisste ich am meis-

ten, als ich mit 20 zur Initiation im Busch war. Plötzlich muss man ein Mann sein und hat kein Vorbild. Diese Erfahrung hat mich dauerhaft geprägt. Es ging mir weniger darum, stark zu sein und Schmerzen zu ertragen, als herauszufinden, wer ich bin und welche Rolle in der Gesellschaft ich spielen kann. Mich nicht Erwartungen anderer zu unterwerfen, wie ein Mann zu sein hat – in der Xhosa-Kultur gibt es viele fixe Vorstellungen davon.

Wir lebten in extremer Armut, mussten täglich weit laufen, um Essen aufzutreiben. So lernte ich schon als Kind, unabhängig zu sein. Von mir wurde erwartet, dass ich etwas Besseres aus meinem Leben mache. Ich bekam Zugang zu einer besseren Schulbildung und zur Uni. Die meisten haben nicht so viel Glück.

Was bezeichnest du als deine Kultur?

NK: Ich sehe mich als jungen Xhosa-Mann, der im Busch war und Verantwortung für sich und seine Familie übernimmt. Ich bin ein Kind der Regenbogensnation und schöpfe vom Austausch mit Menschen aller möglichen Kulturen.

GR: Der Begriff Regenation ist mir heute peinlich. Als Desmond Tutu ihn 1994 prägte, war er ein Schlachtruf für Gleichheit und Versöhnung; ich folgte ihm gern. Ein sonniger Name für ein engelhaftes Neugeborenes. Doch er passt nicht mehr zu diesem grobschlächtigen Teenager von einer Nation mit Pickelgesicht und Identitätskrise.

Keine Ahnung, was meine Kultur ist. Ich gehöre nun mal zur weissen Mittelklasse, aber eine angeborene Liebe zu und Interesse an Menschen dehnen die Grenzen.

Wie ist dein Alltag in einem multikulturellen Umfeld?

GR: Man grüsst sich auf viele verschiedene Arten, sagt einen Satz in mehreren Sprachen und erlebt täglich Überras-

schendes, aus dem man etwas lernen kann. Es bedeutet, in einer mit Glas, Marmor und der neusten Technik ausgestatteten Bank neben einer in Glasperlen und Tücher gehüllten Frau anzustehen, die eine Lehmpaste auf dem Gesicht hat und barfuss geht.



*Nsikika Kitsili,
Journalistikstudent.*

Wie ist das, mit deinen ehemaligen Gärtnern und Köchinnen Schlange zu stehen? Ich beobachtete, dass viele nicht damit umzugehen wissen. Abgesehen von jenen, die aus ihrer Rassenfeindlichkeit keinen Hehl machen, reagieren andere von oben herab wohlwollend oder schicken ihre (schwarzen) Angestellten auf die Post.

GR: Ich empfinde die Öffnung, die den Austausch ermöglicht hat, belebend. Meine Arbeitskolleginnen und Freunde sprechen Englisch, Xhosa, Afrikaans, sind Inderinnen, Zulus, weisse und schwarze AusländerInnen. Doch alle SüdafrikanerInnen sind rassistisch in dem Sinn, dass sie sich ihrer Rasse bzw. Hautfarbe sehr bewusst sind. Das muss nicht negativ besetzt sein, es ist einfach eine Hypersensibilität.

NK: Das Leben in einem multikulturellen Land ist aufregend und täglich eine neue

Herausforderung. Ich kenne Leute aus völlig unterschiedlichen Kulturen. Wenn man befreundet ist, achtet man nicht auf die Hautfarbe. Einige sehen in uns immer noch ihre Bediensteten, die meisten arbeiten ja auch als Hausangestellte bei Weissen. Ich glaube, ob Schwarze oder Weisse, viele haben Angst, sich auf andere Kulturen einzulassen, weil sie eine Gefahr für ihre eigene befürchten.

Welche Rolle möchtet ihr im neuen Südafrika spielen?

NK: Ich möchte ein Journalist sein, der die wichtigen Fragen stellt und darüber aufklärt, was geschieht. Ich möchte beim Aufbau einer Gesellschaft mithelfen, in der mehr Gleichheit herrscht, damit Menschen überleben können, ohne kriminell zu werden. Und ich möchte reisen, um andere Lebensformen kennenzulernen.

GR: Ich versuche, hier wo ich bin, achtsam zu leben und hoffe, dass andere das auch tun. Zusammen können wir positive Veränderungen erreichen. Als Lehrerin versuche ich den Studierenden diesen Geist und ethische Werte zu vermitteln. Ich hoffe, dass sie alle in Südafrika arbeiten und zum Aufbau einer gemeinsamen Zukunft beitragen werden. Darin sehe ich den Auftrag für uns alle, unabhängig von der Hautfarbe. ●

*Eingang zum Apartheid-Museum in Johannesburg
(alle Fotos: Monika Slamanig).*





90 Jahre Nelson Mandela

Nelson Rolihlahla Mandela beginnt seine im Gefängnis verfasste Autobiografie «Der lange Weg zur Freiheit» mit der Erklärung seines Namens. Rolihlahla heisst in Xhosa «am Ast eines Baumes ziehen», in der Umgangssprache soviel wie Unruhestifter. «Ich glaube nicht, dass Namen Schicksal sind oder mein Vater meine Zukunft voraussah, aber meine Freunde und Verwandten schrieben diesem Namen die vielen Stürme zu, die ich erzeugt und ertragen habe. (...)

Madiba, wie er nach seinem traditionellen Xhosa-Clannamen gern genannt wird, war Anwalt und hat den African National Congress ANC entscheidend geprägt. Der Friedensnobelpreisträger und seine ANC-Gefährten kämpften unter Einsatz ihres Lebens gegen das Apartheid-Regime. Mandela sass dafür 27 Jahre im Gefängnis. Zusammen mit Bischof Desmond Tutu gilt er als Wegbereiter des versöhnlichen Übergangs von der Apartheid zur Demokratie. Erst 2004 zog er sich aus der Öffentlichkeit zurück.

Die Nelson Mandela Stiftung führt seine Arbeit weiter mit dem Ziel, durch sein Vorbild und die Verbreitung seiner Vision zum Dialog über heikle soziale Fragen und so zum Aufbau der Gesellschaft beizutragen.

Als Mitte Mai die Gewalt gegen Immigranten in Alexandra ausbrach, jenem Slum im Schatten der nördlichen Vororte Johannesburgs, wo Superreiche in Hochsicherheitsvillen leben, spendete sie eine Million Rand für das Nothilfe-Projekt der Zeitung «The Star» für die betroffenen Townships. Chefredaktor Moegsien Williams sagte: »Als Madibas Kinder sind wir verpflichtet, gegen Rassenhass zu kämpfen. Wenn wir nichts gegen die Ursachen der Gewalt unternehmen, laufen wir Gefahr, Mandelas Erbe zu verleugnen.« Von den knapp 50 Millionen Bewohner Südafrikas sind etwa fünf Millionen Immigranten, davon zwei Drittel aus Simbabwe.

Madiba schliesst seine Autobiografie mit den für Südafrika wegweisenden Worten: «Ich bin den langen Weg zur Freiheit gegangen. (...) Immer, wenn ich auf einem Gipfel stand, entdeckte ich, dass dahinter immer noch mehr Hügel zu besteigen sind. (...) Ich erlaube mir, kurz auszuruhen, die Aussicht zu geniessen, zurückzuschauen, woher ich gekommen bin. Aber nur einen Moment. Denn die Freiheit bringt Verantwortung, und ich darf keine Zeit verlieren, denn mein langer Weg ist nicht zu Ende.»

Empfehlenswert:

Nelson Mandela, Der lange Weg zur Freiheit, Fischer Taschenbuch, ISBN: 978-3-596-13804-3

Goodbye Bafana, 2007. Der Spielfilm beruht auf den Memoiren von Mandelas Gefängniswärter James Gregory.